

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 250.

Mittwoch, 25. Oktober.

1916.

(6. Fortsetzung.)

Wenn die Blätter fallen.

Roman von Hans von Velgarb.

(Nachdruck verboten.)

Wie einst als Kinder dem Anfang der Ferien, so wachten sie heute in selbigem Bange dem Morgen-grauen entgegen.

Immer wieder dünkte es sie ein Spuk der Nacht, ein Traum, daß sie einander wirklich wiedergefunden, daß dasselbe Dach sie beschirmte.

Sie zählten die Schläge der Uhr, die so langsam erschienen den schnellen Schlägen ihrer sehnächtigen Herzen gegenüber, und endlos ward ihnen die Zeit, die sie voneinander schied.

Mit strahlenden Gesichtern und leuchtenden Augen saßen sie dann beisammen am Kaffeetische, immer wieder hingen ihre Blicke ineinander in selbigem Erstaunen, als könnten sie es immer noch nicht glauben, nicht fassen, daß sie wirklich wieder vereint.

Sie plauderten eifrig und herzlich miteinander, und unwillkürlich trat ihnen bald das trauliche „Du“ früherer Zeiten auf die Lippen. Dann durchwanderten sie gemeinsam die alte interessante Stadt, und wie einst, vor fernem achtzehn Jahren, an dem Einsegnungstage der Gräfin, so folgte auch heute manch bewundernder Blick dem schönen Paare, und am tiefblauen Himmel leuchtete die Herbstsonne so warm und hell, als wolle sie den Menschen einen Frühlingsstraum vorkaufeln.

Neidisch huschte sie über die glücklichen Gesichter der beiden, und so im hellen Lichte des Tagesgestirns entdeckten sie nun doch viele Fältchen und Linien aneinander, die damals noch nicht gewesen, die von langen Jahren sprachen, die sie fern voneinander geweilt, da jeder sein Leben für sich gelebt, da jeder ein Schicksal getragen, von dem der andere nichts ahnte, und welches zu ergründen jeder voller Sehnsucht war.

Doch keiner wollte die Fragen aussprechen, die so heiß in den Herzen, auf den Lippen brannten, jeder erhoffte von dem anderen, daß dieser sein Leben, sein Schicksal entschleierte, den anderen teilnehmen lasse an den Tagen, die nun vergangen, und unter gleichgültigen Worten versuchten sie den Sehnsuchtschrei der Seelen zu verbergen.

Lange weilten sie, nachdem sie das Burgtor durchschritten, auf der alten, mit Efeu und wildem Wein umrankten Stadtmauer, und ihre entzückten Augen genossen träumerisch den wunderbaren Blick hinab in die Ebene, in das blühende Tal der Lauber.

Wie ein silbernes Band sickerte der Fluß durch sein steiniges Bett, um schließlich im Dorfe Detwana, dessen romantisches Kirchlein herauf grüßte, zu verschwinden.

Und weiter schweifte der Blick über Wälder und Acker, die sich weit, weit zum Horizont zogen, über Wiesen und Felder, über Weiden am rasigen Ufer und Gräben, die das Land durchzogen.

Ein Busch wilder Rosen streckte seine Zweige voller lechter rosa Blüten an dem graugelben Mauerwerk empor, und purpurn erglühten die wilden Nebel.

Nur von fern und gedämpft drang das Leben der Stadt in den großen, abgeschlossenen Garten mit seinen

Vogellauten und dem Flüstern des sommerwarmer Windes in den Baumwipfeln.

Stiller Friede lag um sie, stiller, heiliger Friede.

Lange genossen sie schweigend den Zauber dieses Alleinseins, dann flüsterte Erika leise: „Die Natur ist doch das Beste und Treueste, das wir besitzen. Sie tut uns nie weh, und wenn sie auch nicht immer helfen kann, so erhellt sie doch mit ihren Sonnenstrahlen unseren Weg, auf dem sie doch viele Blumen sprießen läßt.“

Er erwiderte nichts, nur seine Augen redeten eine leidenschaftliche, verständliche Sprache.

Vom Turme einer der vielen Kirchen ertönte plötzlich Glockenklang, und unwillkürlich fasteten beide die Hände, regungslos lauschend. Leise erstarrte das Geläut.

Da deutete Berner auf den Turm, von dem die eherne Stimme in das Land hinausgeschlungen, und er nannte den Namen der Kirche, die er krönte.

Und als hätte der Klang der Glocken ihn erweckt aus schweigenden Träumen, begann er nun zu sprechen.

Solange weilte er schon in der alten Stadt, daß jeder Winkel, jedes Haus ihm vertraut war, und er erzählte die alten Sagen, die sich um die Mauern und Türme woben — und es war wieder wie in fernem Kindertagen, wenn das kleine Mädchen so eifrig den Erzählungen und Märchen des Knaben gelauscht.

„Laß dich so von mir skizzieren, Erika“, unterbrach der Maler plötzlich seine Erzählungen — und seine Blicke flammten in heißer, künstlerischer Begeisterung über die schöne Frau, die mit großen, träumerischen Augen lauschend vor ihm saß.

„Das muß ein Bild werden, wie ich noch nie eins geschaffen. „Sehnsucht“ will ich es nennen. Denn was in deinen Augen ist, dieses sehnennde Träumen, das, was sich in deiner Haltung ausdrückt — du in deinem weißen Kleide auf der rotumrankten Mauer, das ist ja das verführte Sehnen, ein lebend gewordener Traum. Wie die wilden Rosen emporstreben, als griffen sie nach dir, als wollten sie sehnsuchtsvoll dich umranken. Das alles zusammen gibt ein Bild, wie ich es in wachen Träumen zuweilen geschaut. Nur deinen Gut nimm ab. Zu viel Schatten verbreitet er über deinem Gesicht und die goldenen Lichter, die die Sonne in dein Haar slicht, sie gehören zu dem Bilde — ist es doch, als hätten sich Leuchtstäber in dieser seidigen Flut verfangen.“

Damit griff er nach ihrem Gute, ihn auf die Mauer legend, und unendlich zart umfaßten seine schmalen, nervösen Künstlerhände das goldig unstimmierte Haupt, um ihm die gewünschte Stellung zu geben.

Wie ein heißer Strom durchzuckte es sie beide bei dieser Berührung, die Sehnsucht klopfte mit fliegenden Pulsen, und süß und trotzig begehrend regte sich das leidenschaftliche Blut.

„Blumenkind“, murmelte er leise, und das Beben der Stimme verriet das wilde Schlagen seines Herzens. „Blumenkind. Wie du mich jetzt wieder an damals er-

innerst, Erika. Es ist, als wären die langen Jahre spurlos an dir vorübergegangen, so sehr paßt dieselbe Bezeichnung noch heute für dich, so ganz scheinst du das Blumenkind geblieben, wie es in dem Gedichtchen hieß, das ich dir mit meinem ersten Brief damals zur alten Eiche sandte."

Groß und unglaublich ward der träumerische Ausdruck in den goldbraunen Augen der Gräfin, etwas Gequältes war in dem Ton der Stimme, als sie, hastig den Platz auf der alten Mauer verlassend, rief: "Du mir einen Brief und ein Lied gesandt — Herrgott, ist es denn möglich. — Nein, nein, du mußt dich irren. Vielleicht hast du die Absicht gehabt, aber ausgeführt kannst du sie nicht haben, denn ich habe ja nie, niemals auch nur ein Wort von dir gefunden, so oft, so sehnlich ich auch die alte Eiche durchsuchte."

"Meine Briefe hast du nicht erhalten?" Verzweifelt klingt der Ausruf von des Malers Lippen, und tödliche Blässe überzieht das braune, schmale Gesicht. "Sechsmal habe ich dir geschrieben, jedesmal habe ich dich heißer und wilder angefleht, mir doch endlich ein Lebenszeichen zu senden. Meine ganze Seele, meines Herzens heiligste Gefühle hatte ich in diesen Briefen offenbart, und sie sind nicht zu dir gelangt? Immer hoffte ich von einem Tage zum anderen, du müßtest mir Antwort geben auf die heißen Bitten, auf all die sehnlichen Fragen, denn niemals kam mir ein Zweifel an des alten Johanns Treue. Wie mußt du mich verachtet haben, Erika, ein Wortbrüchiger, ein Treulofer bin ich in deinen Augen gewesen, und dennoch sprichst du zu mir, dennoch —"

"Nicht doch, Berner", unterbricht die weiche Stimme der Gräfin die aufgeregte Rede, "du sprichst zu hart. Verachtet habe ich dich wohl nie, nur traurig war ich und einsam, wenn ich immer wieder vergeblich auf ein Lebenszeichen gehofft. Doch dir ist es ja nicht anders ergangen, auch du mußt an mir gezweifelt, das Vertrauen, den Glauben an mich verloren haben, und dennoch hast du dich jetzt zu mir bekannt und läßt mich nicht entgelten, was dir Schuld in meinem Leben scheinen muß."

Mit einem Ruck, der einem seligen Schluchzen gleicht, ergreift der Maler die Hände der Gräfin, sie immer wieder in heißer Leidenschaft an die zuckenden Lippen pressend; Worte findet er nicht, doch die zärtlichen Augen reden eine heiße Sprache von Glück und Liebe. —

Schritte und Stimmen ertönen von ferne in dieses selige Schweigen, sie sind nicht mehr allein in dem abseits liegenden Garten mit seinem reifen, warmen Duft und weichen Vogelgezwitscher.

Wie aus seligem Traume erwachend, lösen sich ihre Hände, und der Maler murmelt, sich gewaltig zur Ruhe zwingend: "Laß uns den Garten verlassen, Erika, nach Detwang hinuntergehen. Am Vormittag ist es ganz einsam dort, es ist ein schöner Spaziergang, und im schattigen Garten des Wirtshauses 'Zum Ramm' sind wir ganz ungestört. Da können wir von dem sprechen, was uns beiden Herz und Seele bewegt, von Schicksalen jener Zeiten, die wir fern voneinander gelebt."

Sie nickt zustimmend das sonnenumleuchtete Haupt.

Dann langsam den Hut wieder auf den goldbraunen Flechten besetzend, sagt sie mit einem Lächeln, das etwas fast Kindliches, etwas Nüchternes hat: "Gut, verlassen wir diesen Paradiesgarten, in dem wir ja doch nicht mehr die einzigen Menschen sind. Aber ehe wir gehen, sage mir das kleine Lied, das du mir damals gesandt. Denn ich bin doch eine zu echte Enkeltochter, als daß ich nicht neugierig wäre, das Gedicht kennen zu lernen, das du für mich verfaßt." (Fortsetzung folgt.)



Während der Schwärmer von dem erzählt, was er leisten will, hat der Stille die Arbeit getan. Hans Gassen.

Johann Georg Fischer, ein deutscher Dichter und Naturforscher.

(Zu seinem 100. Geburtstage am 25. Oktober.)

Neben Goethe — der auch in diesem Falle der weitaus größte und umfassendste Geist war — kennen wir eine ganze Reihe deutscher Dichter, die sich mit liebevollem Bemühen und schönem Erfolg der Beobachtung und Erforschung der Natur hingegeben haben: in neuerer Zeit etwa Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Hermann Voss. Für sie alle war diese Beschäftigung nicht nur Zeitvertreib und Liebhaberei, sondern sie wurde zu einem wesentlichen Bestandteil und Inhalt ihrer Kunst. Zu diesen Dichtern und Naturkundigen gehört auch der Schwabe Johann Georg Fischer, der es wohl verdient, daß sein Andenken im deutschen Volke an seinem 100. Geburtstage, 25. Oktober, erneuert und wiedererweckt wird. Er ist es, von dem das oft zitierte Wort stammt: "Nur einen Mann aus Millionen!" Einen solchen Führer der Deutschen, der "den unsterblichen Gedanken des deutschen Geistes fassen kann", sehnte er schon 1849, in wildbewegten Zeiten, herbei. Wente er, verkündete er als Prophet das Kommen Bismarcks, als er aus der Blut seines deutschen Herzens den folgenden Sehnsuchtsruf niederrieselte:

"Nur einen aus den Millionen,
Soweit die deutsche Langmut haust!
Zum Heil der Völker und der Throne
Nur eine eiserne harte Faust,
Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor sich zum Diktator schwingt
Und die Rebellen ohne Gnade
Ins starre Joch der Einheit zwingt!"

Daß der allgemeinen Sehnsucht so kräftig und unumwunden gerade in Süddeutschland Ausdruck verliehen wurde, trug nicht wenig zu dem Jubel und Erfolg bei, den das Gedicht bei seiner Veröffentlichung 1865 überall fand. Hier hatte sich einmal ein Dichter als Sprecher des ganzen Volkes erwiesen. Als Bismarcks Wirken sichtbar ward, da erkannte Fischer bald, daß nun der Eine erstanden war, und er rief ihm zu:

"Ersehnt, geweiht, gehaßt, bewundert,
So geht er durch sein erst Jahrhundert;
Dann wird die Jahrhunderte aller Zeiten
Der Hochbewunderte durchschreiten."

Die großdeutsche, süddeutsch-demokratische Gesinnung, welche der Dichter stets offen bekannte, trug ihm in seinem bürgerlichen Beruf mancherlei Zurücksetzung ein. Er hatte zunächst das Schullehrerseminar zu Tübingen besucht, war dann aber nach der Verlobung mit einer Tochter des Pfarrers Neubert in Bernried bei Ulm zu weiterem Studium nach Tübingen gegangen. 1845 wurde er als Reallehrer in Stuttgart angestellt, 1858 zum Vorstand der Elementarschule mit dem Titel Schulinspektor, endlich drei Jahre später auch zum Lehrer an der oberen Abteilung der Realschule als Professor ernannt. 1885 trat er in den Ruhestand, den er noch fast 12 Jahre lang genießen konnte. "Mit achtzig Jahren" gab er noch selbst einen Band Lieder und Epigramme heraus, die wahrhaftig nichts Greisenhaftes an sich haben. Sie atmen denselben Geist der Naturfreude und Naturkenntnis, der Fischer Zeit seines Lebens beseelt hat. Sein Sohn Hermann berichtet, er habe diese ganz eigene Liebe zur Natur vom Vater geerbt, ebenso die zärtliche Neigung für das Nützliche in der Natur. Schon als Knabe hielt sich Johann Georg Fischer am liebsten im Walde auf. "Schon von fern", erzählt er selbst, "grüßte Ruck und Amfelschoral. Die Amfel war mir ja schon vom Vater ins Herz geschrieben, weil 'die singt, wie's keine kann.' Und nun ihr ins Nest zu schauen mit herzklappende Freude — die verheißungsvollen Eier, dann die wuselnden Jungen! Aber um nicht zu stören, darf man nicht zu lange bei dem Neste bleiben. Doch in einiger Entfernung sich in den Wald legen, das darf man." Auf diese Weise ist Fischer zum Dichter geworden und zugleich zum besten Kenner der Vogelwelt Schwabens. Nach Aussehen, Gesang, Aod- und Warnungsrufen und allen Lebensgewohnheiten, Neigungen und Fähigkeiten war ihm jeder Singvogel genau bekannt; ihre Stimmen konnte er täuschend nachahmen. Im Fluge vermochte er jeden Vogel zu bestimmen. Er besaß eine umfangreiche Sammlung von Nestern und Gehegen, die er im Laufe der Zeit zusammengebracht hatte. Seine Erfahrungen und

Beobachtungen „aus dem Leben der Vögel“ hat er 1863 in einem Bändchen niedergelegt, auf das hin ihm zu seinem 80. Geburtstag von der Universität Tübingen der Ehrendoktor der Naturwissenschaften verliehen wurde. Daneben fesselte den Dichter stets die Pflege blühender Gewächse, in der er von keinem Berufsgärtner übertroffen wurde. Auf einer Gartenbau-Ausstellung zeigte er einmal ein ganzes Beet selbstgezüchteter buntblättriger Pelargonien; später bevorzugte er Aukifeln. Diese tiefe Naturliebe tut sich überall in seinen Liedern kund, die ihm einen bevorzugten Platz unter unseren Dichtern sichern, vor allem unter denen des sangesfrohen Württemberg. Auf ihn selbst können wir seine Worte aus der echt schwäbischen Idylle „Der glückliche Knecht“ beziehen: „Es dünkt mich, du bist von deiner Heimat Bergen eisenhaltig, bist von deiner Heimat Sonne sonnenfreundlich und von ihren Quellen augenhell geworden.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie die deutsche Handelschiffahrt sich für den Frieden rüstet. Zweifelsohne wird eine der wichtigsten Fragen nach dem Kriege für jeden Staat darin bestehen, möglichst sofort die Handelschiffahrt in vollem Umfang in Wirksamkeit treten zu lassen. Darum wurde bei uns die Wichtigkeit einer fortgesetzten systematischen Rüstung der Handelschiffahrt während des Krieges für die Friedensbedürfnisse erkannt, wobei es vor allem gilt, die verloren gegangene Tonnage durch Neubauten von Handelschiffen zu ersetzen und außerdem den Tonnagegehalt unserer Handelsflotte überhaupt zu vermehren. In welch hohem Maße dieser ernsten und während eines so großen Krieges sicherlich nicht leichten Pflicht bei uns genügt wird, läßt sich den Tatsachen entnehmen, die Georg Engelke-Bahlke im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlag-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ zusammenstellt. Die deutsche Handelschiffahrt verfügte vor dem Krieg über 5 Millionen Bruttoregistertonnen überseesdampfer, womit sie noch immer ziemlich stark hinter England zurückstand. Das Mißverhältnis England gegenüber hat sich inzwischen dadurch gebessert, daß England durch den deutschen Unterseesbootkrieg 2 Millionen Tonnen Handelschiffe verlor. Die Friedensrüstung für unsere Handelschiffe besteht in dreierlei: im Ausbau der binnenländischen Wasserstraßen in Verbindung mit unseren Welt-handelshäfen, im Ausbau der städtischen Hafenanlagen und in der Konstruktion neuer Dampfer. Unter den Reichswasserstraßen sind vor allem der Rhein-Rain-Donau-Kanal und der Rhein-Rosel-Donau-Kanal von Bedeutung. Sehr rege wird auch die Erweiterung der städtischen Häfen durchgeführt. Berlin baut den „Westhafen“ mit zwei Hafenbecken von nicht weniger als 8 Hektar Wasserfläche und 2500 Meter Kai-mauerlänge. Der Berliner Westhafen wird nach seiner Fertigstellung in einem Jahre nicht weniger als 1 600 000 Tonnen fassen können. Mit bedeutenden Hafenbauten ist man auch in Stettin beschäftigt, und in Hamburg arbeitet man an der Fertigstellung der bereits im Frieden begonnenen neuen Hafenanlagen. Die Bautätigkeit unserer kleineren und großen Schiffahrtsgesellschaften kann an einigen Beispielen erläutert werden. Bei der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa“ in Bremen wurden während des Krieges sechs bei Kriegsausbruch im Bau befindliche Dampfer abgenommen, zwei Neubauten wurden in diesem Jahre geschaffen, und außerdem wurden noch sechs neue Dampfer bestellt. Zahlreiche Gesellschaften, wie die Kosmos-Linie, die 10 Schiffe bauen läßt, die Bremer Roland-Linie und die Kontinentale Reederei in Hamburg, haben ihr Aktienkapital infolge ihrer Neubauten vergrößert. Ganz außerordentliches leisten in bezug auf Neubauten unsere führenden Schiffahrtsgesellschaften, die Hamburg-Amerika-Linie an der Spitze. Die Hapag vollendete ihren größten Amerika-Dampfer „Bismarck“ und baut außerdem ein neues Turbinenschiff „Tirpitz“ mit 32 000 Bruttoregistertonnen. Außerdem werden für die Hamburg-Amerika-Linie gebaut drei 32 000-Tonnen-Schiffe, neun Frachtdampfer, von denen vier mit je 18 000 Tonnen als die größten der Welt bezeichnet werden müssen, fünf kleinere Passagierdampfer und für den Verkehr durch den Panamakanal zwei besonders elegante und elegante 17 000-Tonnen-Dampfer, die von der Tschelburger Werft in Gesehmünde durchgeführt werden.

Insgesamt sind also gegenwärtig für die Hamburg-Amerika-Linie 350 000 Tonnen in Bau gegen 260 000 Tonnen Ende des Jahres 1913. Außerordentlich ist auch die Bautätigkeit für den Norddeutschen Lloyd. Hier sind die beiden in Danzig gebauten Schnelldampfer „Kolumbus“ und „Hindenburg“ mit je 35 000 Tonnen zu nennen, weiter die 16 000-Tonnen-Dampfer „München“ und „Zeppelin“ sowie noch zwölf andere Schiffe mit je 12 000 Tonnen. Insgesamt also 246 000 Tonnen Neubauten. Auch die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Levante-Gesellschaft und die Afrika-Linie haben zahlreiche und bedeutende Neubauten in Auftrag gegeben. Demnach sind die deutschen Werften im Kriege für unsere Handelsmarine mit dem Bau von mehr als $\frac{1}{4}$ Millionen Handelstonnage beschäftigt, was der beste Beweis für die unbegrenzte Leistungsfähigkeit unserer Handelschiffahrt ist.

Ein französisches Bild der künftigen Kriegsentwicklung. In merkwürdigem Gegensatz zu den nachgerade gewohnheitsmäßige Sitten gewordenen Siegesfanfaren der französischen Presse steht ein feuilletonistisches Bild, das „L'Œuvre“ von der zukünftigen Entwicklung des Weltkrieges entwirft. Da in diesem Bild nicht nur von einem bevorstehenden Siege der Alliierten keine Rede ist, sondern sogar in Betracht gezogen wird, daß der Krieg überhaupt keine fühlbare Entscheidung zu zeitigen vermag, ist der Artikel in die Form einer Traum-erzählung gekleidet. Diese anscheinend aus Zensurücksichten gebrauchte Vorsicht kann aber nicht die Wahrheit verbergen, daß ein großes Pariser Blatt nicht mehr an einen entscheidenden Sieg der Alliierten glaubt. Daß es sich in Wirklichkeit auch um mehr als eine rein unterhaltende Traum-erzählung handelt, vermag man auch daraus zu schließen, daß der Artikel, dessen wichtigste Stellen wir im Folgenden bringen, am Kopf des Blattes abgedruckt ist. „Dieser Krieg“, heißt es darin, „gemahnt allmählich an den Siebenjährigen Krieg. Niemand wird leugnen können, daß auch dieser damit begonnen hat, jahrelang zu dauern. Und auch der jetzige Kampf wird noch lange, sehr lange Zeit in Anspruch nehmen. Bisher haben wir den Krieg sozusagen immer von drei Monaten zu drei Monaten verlängert, indem wir erwarteten, daß jede neue Jahreszeit uns den Frieden bringen würde. Heute sind wir bereits so weit, dem Siege eine einjährige Gnadenfrist zu geben. Dies ist ein Fortschritt, nämlich insofern, als wir uns allmählich an den Kriegszustand zu gewöhnen beginnen. Seit Kriegsausbruch haben wir in Frankreich drei verschiedene Stimmungsarten durchgemacht: den Enthusiasmus der Willen und die Gottergebenheit. Jetzt aber treten wir in die vierte Phase ein, nämlich die der Anpassung. Wir haheim passen uns den Verhältnissen als einem dauernden Zustand an, und die Soldaten im Felde tun das gleiche. Und sicherlich wird diese Anpassung immer weitere Fortschritte machen. Die Schützengräben werden, wenn die Offensivwirren wieder einmal fruchtlos vorübergegangen sind, immer bequemer ausgebaut und eingerichtet werden. Die Führer werden die Möglichkeit finden, ihren Leuten längere Urlaube in regelmäßigeren Abständen zu gewähren, da man durch zahlreichere und noch verbesserte Kriegsmaschinen das menschliche Material wird einschränken können. Allmählich wird man einzelne Jahresklassen für einen Monat, für drei Monate und schließlich vielleicht sogar für ein Jahr nach Hause schicken.“ Der Soldat wird langsam wieder Bürger werden, ohne dabei aufzuhören, Soldat zu sein. Armeen und Zivilisten werden sich vollends miteinander vermischen. Denn dieser Krieg ist der Krieg der großen Massen in einem Chaos von Ereignissen, deren Charakter immer wieder als nebelhaft und unentschieden zu bezeichnen ist. Nichts ist darin bestimmt, weder die Siege noch die Niederlagen ergeben ein völlig einwandsfreies Bild. So ist der Krieg, und so wird wahrscheinlich der Friede sein, dem sicherlich eine größere Übergangszeit vorausgehen wird. So wie wir von einer „Zeit vor dem Kriege“ reden, werden wir auch von einer „Zeit zwischen Krieg und Frieden“ sprechen müssen. Noch und noch werden die Schützengräben engültig die Kasernen ersetzen, und die neuen Soldaten werden im Felde einrücken, die alten Jahrgänge werden sich in der Kriegszone zu den gewöhnlichen Waffenübungen einfinden, nur wird dabei scharf geschossen werden und auf lebende Ziele. Die Bevölkerung im Innern des Landes wird weder ganz zivilistisch noch ganz militärisch sein; jeder Mensch, auch jede Frau, wird in irgendeinem Leistungsverhältnis zur Armee stehen. Es wird die völlige Gewöhnung an diesen merkwürdigen Kriegszustand sein, und dies ist seine Prophe-

zeitung, sondern man könnte es bereits fast eine Feststellung nennen. Denn dieser Krieg ist so gänzlich innerhalb der Fortführung des friedlichen Lebens der Nationen organisiert, daß er einem chronischen Zustand gleicht. Dieser Zustand mag anfangs sehr schwer empfunden worden sein, allmählich aber geht man völlig in der Gewöhnung auf. Auch die Mannschafis- und Geldfrage widerspricht nicht diesen Anschauungen. Die Menschenleben wird man durch weitere maschinelle Organisation sparsamer einsetzen, und Handel und Gewerbe werden neben dem Kriege in neuen Gleisen weitergeführt werden.

„Der Urväter Heimat.“ Mit wahrhaft rührender Herzens-einfalt offenbart sich in der harten Zeit des Weltkrieges die Treue des deutschen Herzens bei den in deutsche Gefangenschaft geratenen russischen Kriegsgefangenen deutscher Abstammung. Dank den Bemühungen des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer in Berlin werden diese Kriegsgefangenen, in der Mehrzahl deutsche Kolonisten aus Südrussland, von der Wolga oder aus Sibirien, bei unseren Landwirten einzeln untergebracht und erhalten eine entsprechende Vorzugsbehandlung. Dabei zeigt sich nun die überraschende Erscheinung, daß diese schlichten Menschen, deren Vorfahren vor 150 bzw. 110 Jahren von den russischen Kaisern unter der Zusicherung weitgehender Privilegien nach Rußland gezogen worden, von den in Polen und Wolhynien Angefiedelten sei hier abgesehen, sich noch mit mehr oder weniger Bestimmtheit darüber Rechenschaft geben können, aus welchen Landesteilen sie stammen. Einige geben Hessen und die anliegenden Kleinstaaten, die meisten aber Württemberg als ihre Heimat an und alle zieht es mit Nacht zu den Landsteuten, „die unsere Sprache sprechen.“ Bedauerlicherweise ist es dem Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer um so weniger möglich, diese „Schwaben“ alle in Südwestdeutschland unterzubringen, schon mit Rücksicht auf die Eigenart der landwirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen die innersibirischen Kolonisten, Steppenbauern im vollen Sinne des Wortes, aufgewachsen sind. Es gibt unter ihnen viele, deren Eltern Hunderte von Desjätinen Land besitzen, alle aber kennen nur eine recht extensive Bodenbewirtschaftung mit Brache und ohne jede Düngung. Andererseits finden bei ihnen alle Arten von landwirtschaftlichen Maschinen mit Rücksicht auf die Ausdehnung ihrer Kulturen eine auch für unsere Begriffe außerordentlich ausgedehnte Verwendung. Deshalb war es angezeigt, sie mehr in den nördlichen Landesteilen, wo einigermaßen ähnliche Verhältnisse (auch in Hinsicht auf die Bodenbearbeitung) herrschen, zur Arbeit zu vermieten. Sie haben sich daselbst auch vorzüglich eingelebt und leisten ihren Arbeitgebern dank ihrem Interesse und ihrer Eingabe an die landwirtschaftlichen Erfordernisse hervorragende Dienste. Aber aus allen Briefen und mündlichen Äußerungen klingt die seelische Unbefriedigung und Sehnsucht nach dem Lande, „wo unsere Urgroßeltern herkommen.“

Was vom montenegrinischen Hofe übrig blieb. Den charakteristischsten Epilog für König Nikita's Glück und Ende — und zwar hauptsächlich für das Ende — bietet die folgende, an verfeilter Stelle klein und bescheiden abgedruckte Notiz des „Matin“: „Seine Majestät der König von Montenegro hat mit seinem Hofe nunmehr seinen endgültigen Wohnort ankommen. Er befindet sich in der Pariser Vorstadt Neuilly, Boulevard Victor Hugo 58, in einer kleinen Villa. Die Hofgarde besteht aus 18 Mann und 2 Offizieren; sie ist in einem benachbarten Hause untergebracht. Die Bureaus und sonstigen offiziellen Stellen der königlich montenegrinischen Regierung werden demnächst eben daselbst eingerichtet werden.“ Ein betäubendes Schicksal für den einstigen Besitzer eines Reiches, selbst wenn dieses Reich nur Montenegro hieß.

Turnspiele in der Amputiertenbehandlung. Während die Öffentlichkeit ziemlich weitreichend über die durch die vielen Amputationen infolge des Krieges leider notwendig gewordene Prothesenkunst aufgeklärt ist, hört man im allgemeinen wenig über die Behandlung des Stumpfes. Und doch ist diese Behandlung eigentlich grundlegend für die weiteren Fähigkeiten des Amputierten, da nur eine sorgfältige und tadellose Stumpfbehandlung die Prothese sozusagen zu einem Körperteil des Invaliden machen kann. Darum verdienen die außerordentlich interessanten Mitteilungen, die der Chefarzt der Nachbehandlungsanstalt des Königlich Ungarischen Invalidenamts in Budapest, Universitätsdozent Dr. Béla Dollinger im nächsten Heft der Deutschen Medizini-

schen Wochenschrift über die Behandlung der Amputationsstümpe macht, weitere Verbreitung. Das von Dr. Dollinger geleitete Institut beschäftigt sich hauptsächlich mit der Aufgabe, die Stümpe der Amputierten zur Benutzung und zum Tragen der Prothese geeignet zu machen. Dies geschieht sowohl durch chirurgische wie durch mediko-mechanische Methoden. Den Laien interessieren vor allem die mechanischen Übungen, die ihrer Einfachheit halber überall Anwendung finden können. Diese ganze Behandlung ist notwendig, um die pathologischen Veränderungen, denen die meisten Stümpe während der Heilungszeit unterworfen sind, so zu beheben, daß sie die Prothese zu tragen und zu dirigieren vermögen. Diese pathologischen Veränderungen treten hauptsächlich in drei Formen auf: als Muskelschwund, der eine Folge der Unfähigkeit der Stümpe durch viele Wochen nach der Amputation ist, zweitens die Schrumpfung und Versteifung der Nachbargelenke des Stumpfes und drittens auch kleinere auftretende Wunden am Stumpfe, gegen die meist Lichtbehandlung angewandt wird. Die Stumpfbehandlung erfolgt in zwei Abschnitten, die sich als Behandlung des Stumpfes bis zum erstmaligen Anlegen der Arbeitsprothese und als Übungszeit mit der Prothese charakterisieren lassen. In der ersten Behandlungsperiode, die im Durchschnitt drei bis vier Wochen in Anspruch nimmt, gilt es, den Stumpf für den zukünftigen Gebrauch zu kräftigen und ihn wieder vollkommen beweglich zu machen. Dies geschieht durch Massage zur Behebung des Muskelschwundes und durch verschiedene Widerstandsübungen im Turnsaal zur Kräftigung der Stumpfmuskulatur und Steigerung der Muskelleistbarkeit und Gelenkbeweglichkeit. Hierauf wird die Arbeitsprothese angelegt, und nun erfolgen die äußerst praktischen, für diesen Zweck besonders berechneten Turnspiele, die den Amputierten im geschickten Gebrauch der Prothese üben, körperliche und seelische Unsicherheit sowie andere Hemmungen beseitigen und den Stumpf an die Prothese gewöhnen sollen. Vor allem sind hier die Gehübungen zu nennen. Sie werden zuerst auf ebenem Gelände vorgenommen, hierauf auf schwierigerem Boden, wozu sich am besten frisch geadertes Erdreich eignet. Die nächste Steigerung besteht im Überschreiten von Hindernissen. Das einfachste dieser Hindernisse hat die Gestalt eines vier Meter langen und 1,10 Meter breiten Laufbrettes, auf dem 5 gleichmäßig hohe Lattebretter quer befestigt sind. Die Entfernung dieser Bretter ist ebenfalls gleichmäßig und entspricht der durchschnittlichen Schrittlänge der Amputierten. Damit der Amputierte nicht stolpern und fallen kann, sind die Hindernisse in Scharnieren beweglich, so daß sie beim Anstoßen keinen Widerstand leisten, sondern umklappen. Komplizierter ist die ungleichmäßige Hindernisebene: ein Laufbrett mit Hindernissäulen in verschiedenen Höhen und verschiedenen Abständen. Eine andere Übung wird auf welligem Bretterboden vorgenommen, eine andere auf einem mit Stufen versehenen Gerüst. Den breitesten Raum aber nehmen die Turnspiele ein, die nicht nur rein körperlich vortätig sind, sondern auch seelisch gute Wirkung auslösen, indem sie für ungelegte Stimmung der Abenden sorgen. Hier ist das Bettgehen zu nennen, bei dem die erstaunlichsten Erfolge erzielt wurden, so daß man zwei an beiden Unterschenkeln amputierte Soldaten in der Budapest-Übungsanstalt geradezu als Schnellläufer bezeichnen konnte. Kräftigend wirkt das Spiel mit dem Stoßball, bei dem die Teilnehmer einen in der Mitte ihres Kreises stehenden Holzdreifuß mit dem Stoßball umwerfen müssen. Der Ball darf nur mit der Prothese geschleutert werden. Bei dem Ausweichspiel müssen verschiedene Pforten geschickt umgangen werden, was den Prothesenträger für das Ausweichen im lebhaften Straßengetriebe vorbereitet. Endlich sei noch das Ringen um den kurzen Stab genannt, das darum sehr vorteilhaft ist, weil bei dem Ringen der Amputierte sich mit ganzer Kraft auf seine Beine stützen muß.

Zur Geschichte der Rantudet-Insel. Die Rantudet-Insel, in deren Gewässer bekanntlich „U 53“ operierte, sah bereits am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts viele Schiffe versinken. Damals hatten die dortigen Quäker-Kolonisten eine aus 150 Schiffen bestehende Walfischfängerflotte, von denen nicht weniger als 134 durch die Engländer im Jahre 1785 versenkt wurden. Später wurde die wieder aufgebaute Flotte zum zweiten Male im englisch-amerikanischen Kriege 1812 vernichtet. Seit 50 Jahren haben die Einwohner ganz der Fischerei entsagt und sich auf die Fremdenindustrie geworfen.